

Das Böse raus!?

Matthäus 13, 24-30

- Das Problem des Bösen ist so alt wie die Menschheit. Es ist heute so bedrängend und ungelöst wie zu allen Zeiten. Mit "böse« ist dabei alles gemeint, was gegen das Leben gerichtet ist, was Frieden und Gerechtigkeit verhindert.
- Zurzeit wird das ja ganz besonders sichtbar in Libyen, in Japan, im Orient... Mein Vater hat ja auch zu diesem Thema gepredigt am letzten Sonntag. Auch hat er von einem Dick und Doof-Video gesprochen. Da sind wir natürlich neugierig geworden. Also schauen wir es uns jetzt mal an.
- **Big Business-Video**
- Böses und böse Reaktionen gehören zu unserem Alltag.
- Die Frage nach dem Bösen wird besonders brisant in Verbindung mit der Frage nach Gott. Das gilt vor allem dann, wenn man an einen Gott glaubt, der allmächtig, gütig und weise sein soll. Wie kann es dann zum Bösen kommen? Warum gewährt ein solcher Gott dem Bösen so viel Raum?
- Auch Jesus werden diese Fragen gestellt. Wie denkt er über die Realität des Bösen? Wird er zum Kampf gegen das Böse aufrufen? Solche oder ähnliche Fragen stellten sich angesichts der Botschaft Jesu vom Anbrechen des Reiches Gottes.
- Im Gleichnis vom Unkraut und dem Weizen nimmt er zu diesen Fragen Stellung. Seine Antwort besteht nicht aus einigen belehrenden oder bekenntnishaften Sätzen. Er erzählt eine Geschichte. So wie er es oft gemacht hat.
- **Textvideo**

*Jesus erzählte noch ein anderes Gleichnis: »Das Himmelreich ist vergleichbar mit einem Bauern, der gutes Saatgut auf sein Feld säte. Doch in der Nacht, als alles schlief, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging wieder weg. Als das Korn zu wachsen begann und Ähren ausbildete, kam auch das Unkraut zum Vorschein. Da kamen die Arbeiter des Bauern und sagten: 'Herr, das Feld, auf dem du gutes Saatgut gesät hast, ist voller Unkraut!' 'Das hat mein Feind getan!', rief der Bauer aus. 'Sollen wir das Unkraut ausreißen?'; fragten die Arbeiter. Er antwortete: 'Nein, wenn ihr das tut, schadet ihr dem Weizen. Lasst beides bis zur Zeit der Ernte wachsen. Dann will ich den Erntehelfern sagen, dass sie das Unkraut heraussammeln und verbrennen sollen. Den Weizen aber sollen sie in die Scheune bringen.' « **Mt. 13, 24-30 (Neues Leben)***

1. Aussaat von Weizen und Unkraut

- Wie die anderen Gleichnisse beginnt Jesus auch dieses Gleichnis mit einer Situation, die den Menschen vertraut war: „Ein Bauer hatte gutes Saatgut auf sein Feld gesät.“
- Wir wissen ja dass die antike Gesellschaft eine Agrargesellschaft war. Die Landwirtschaft war die Basis des wirtschaftlichen Lebens. Die Aussaat und die Ernte sind die beiden wichtigsten Ereignisse im Jahr.
- Grundlegend ist die Aussaat. Ohne Aussaat keine Ernte. Bei der Aussaat ging es um die Basis der menschlichen Versorgung. Selbst Großbauern, die Sklaven und Tagelöhner beschäftigten, besorgten die Aussaat meist persönlich. Sie erforderte Sorgfalt und galt als edle Handlung.
- Getreide war in der antiken Mittelmeerwelt und im Vorderen Orient das wichtigste Grundnahrungsmittel. Kartoffeln, Mais und Reis waren unbekannt. In Palästina wurden Weizen und Gerste angebaut.
- Gesät wurde von Hand. Der Samen wurde aus einem umgehängten Beutel in einem Bogen ausgeworfen. Das Gleichnis betont die gute Qualität des Saatguts. Dieser Hinweis ist wichtig, weil das Saatgut in der Antike von sehr unterschiedlicher Qualität war. Durch Worfeln und Sieben ließen sich die Unkrautsamen nicht so vollständig vom Weizen trennen, wie das heute möglich ist.
- Der Hinweis auf die gute Samenqualität bereitet auf die folgende Überraschung vor und stellt klar, dass der Bauer an der später entdeckten Unkrautmenge nicht mitschuldig ist.
- Nur der erste Satz des Gleichnisses klingt beschaulich. Bereits der zweite Satz erzählt von einer Störung: „Eines Nachts, als alles schlief, kam ein Feind von ihm, säte Taumelolch zwischen den Weizen und verschwand.“
- So ein Saatfrevel galt als besonders boshafte Verbrechen. Durch schlechte Böden, Unkraut, Dürre und Tierfraß war die Ernte bedroht genug. Absichtlich Unkrautsamen auf das Feld eines anderen zu säen, ist eine Unverschämtheit. Damit kann die Lebensgrundlage des Betroffenen vernichtet werden.
- Das antike Recht stellt Saatfrevel unter harte Strafen. Trotzdem kam er immer wieder vor. Man beauftragte zwar des Öfteren Saatwächter, aber es war unmöglich, alle Felder ununterbrochen zu bewachen. Deshalb begnadete man jedem, der ein fremdes Feld betrat, mit Misstrauen.

- Der Täter wird nicht näher vorgestellt. Sein Motiv bleibt unbekannt. Wir erfahren über ihn nur das, was durch seine Handlung ohnehin klar ist: er ist ein »Feind« des Bauern.
- Er sät Taumelloch zwischen den Weizen. Dieses Unkraut war und ist im gesamten Orient verbreitet. Der Taumelloch ist mit dem Weizen verwandt und gedeiht auf Weizenfeldern besonders gut.
- Gelangen Taumellochkörner ins Mehl, nimmt dieses einen bitteren Geschmack an und kann Gesundheitsschäden hervorrufen. Man bekommt Kreislaufprobleme und Schwindelanfälle. Deshalb heißt er auch TAUMELLOCH.
- In den ersten Wachstumsstufen sehen Weizen und Taumelloch sehr ähnlich aus. Erst ab einer gewissen Wachstumshöhe ist der Taumelloch an den schmaleren Blättern erkennbar. Im Reifestadium unterscheidet er sich vom Weizen durch die schwärzlichen Körner und die wesentlich geringere Wachstumshöhe.
- Normalerweise wurde der Taumelloch zwei Mal im Jahr gejätet.

2. Das böse nicht kleinreden

- *»Da kamen die Feldarbeiter zum Bauern und sagten: „Herr, hast du nicht guten Samen auf das Feld gesät? Woher kommt denn das ganze Unkraut?“ Er antwortete: „Das hat ein Feind getan.“*
- Der Beginn des Gesprächs zwischen Feldarbeitern und Bauer bringt sachlich nichts Neues. Was in diesen Sätzen gesagt wird, ist bereits aus der erzählenden Einleitung bekannt. Warum diese Wiederholung? Sie ist umso auffälliger, als die Gleichnisse Jesu sonst sehr knapp und sparsam formuliert sind.
- Durch die Wiederholung wird deutlicher, wie erschreckend der Saatfrevel ist. In der Reaktion der Feldarbeiter spiegelt sich das Außergewöhnliche und Bedrohliche der Situation, um die es jetzt geht.
- Es ist klar, dass diese Unkrautmenge nicht normal ist. Sie ist zudem für den Weizen bedrohlich. Sie kann ihn ersticken. Die Feldarbeiter spüren: hier stimmt etwas nicht. Eine solche Unkrautmenge lässt sich nicht auf natürliche Weise erklären. Kein Wind kann so viel und so dicht Unkrautsamen auf das Feld wehen. Hier liegt eine planmäßige Bosheit vor. Der Bauer bestätigt ihre Ahnung. Er schwächt nichts ab.
- Ohne Zögern stellt er fest: *„Das hat ein Feind getan.“* Aus dieser knappen Antwort spricht ein illusionsloser Realismus. Der Bauer macht weder sich noch den Feldarbeitern etwas vor. Was hier abläuft, ist in der Tat nicht mehr "natürlich".
- Geht es uns nicht allen immer wieder so wie diesen Feldarbeitern? Irgendwann überfällt uns ein Erschrecken über den Zustand der Welt. Unsere Hoffnung, die Welt sei gut und gerecht, geht endgültig verloren. Dann spüren wir deutlicher als sonst: die Realität dieser Welt ist nicht normal.
- Es gibt zu viel unschuldiges Leid, zu viele Verletzungen, zu viel Ungerechtigkeit, Intrigen, Gemeinheit und Feindschaft. Eine innere Stimme sagt uns: da stimmt etwas nicht. Oder können Sie sich an eine Realität gewöhnen, in der zwei Drittel der Menschen hungern, Unschuldige gefoltert werden und viele Reiche in Saus und Braus leben.
- Ein Jugendlicher sagte: *"In der Kalahari verdursten die Menschen und wir spülen unsere Scheiße mit dem besten Trinkwasser runter. Da ist doch etwas faul!"* Was wollen sie diesem Jugendlichen antworten?
- Kennen wir nicht alle die Augenblicke der Fassungslosigkeit und des Erschreckens?

3. Wie gehen wir mit dem Bösem um?

a) Was sollen wir tun?

- *„Da sagen die Feldarbeiter zum Bauer: ‚Willst du, dass wir hingehen und den Taumelloch ausjäten?‘ Er aber antwortet: ‚Nein. Ihr würdet mit dem Taumelloch auch den Weizen herausreißen. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte.‘“*
- Erst diese letzte Frage der Feldarbeiter führt sachlich weiter. Die Antwort des Bauern auf diese Frage ist viel umfangreicher als seine kurze Antwort auf die erste Frage. Auf diese letzte Antwort kommt es also an.
- Sie zeigt, dass es in dem Gleichnis nicht um die Frage geht, wer der Feind ist. Es geht auch nicht um dessen Motive. Der Bauer sagt auch kein Wort dazu ob er einen bestimmten Verdacht hat. Die Antwort des Bauern konzentriert sich vielmehr auf die Frage: Was ist zu tun?
- Die Feldarbeiter erklären sich zu einer unangenehmen Mehrarbeit bereit: *"Willst du, dass wir hingehen und den Taumelloch ausjäten?"* Sie bieten dem Bauern an, den Schaden zu beheben.
- Ihr Vorschlag ist gut gemeint und plausibel. Der Weizen ist in Gefahr. Die Sorge der Feldarbeiter ist berechtigt. Dieser Auffassung werden auch die Zuhörer des Gleichnisses gewesen sein. Das »Nein« des Bauern kommt sowohl für die Feldarbeiter im Gleichnis als auch für die Hörer des Gleichnisses überraschend. Das wird daran deutlich, dass der Bauer seine Antwort ausführlich begründet. Sie versteht sich nicht von selbst.

- Zwischen dem Bauern und den Feldarbeitern besteht Einigkeit darin, dass das Unkraut vom Weizen getrennt und beseitigt werden muss. Strittig ist nur der richtige Zeitpunkt. Hier liegt der entscheidende Unterschied.
- Der Bauer des Gleichnisses reagiert auf den Saatfrevler anders als die Hörer es erwartet haben. Er geht nicht sofort gegen das Unkraut vor. Er bleibt zurückhaltend. Für diese Zurückhaltung will Jesus seine Zuhörer gewinnen.
- Der erste Grund für die Zurückhaltung des Bauern liegt darin, dass er das, was *sich unter dem Erdboden* des Getreidefelds abspielt, anders einschätzt als die Feldarbeiter.
- Das unterirdische Wurzelgeflecht steht in diesem Gleichnis für jene Zusammenhänge, die wir Menschen nicht erforschen und offenlegen können. Um in der vom Gleichnis genannten Situation angemessen handeln zu können, müsste man wissen, was sich unterhalb der Grenzen unserer Wahrnehmung abspielt.
- In diesem Bereich rechnet der Bauer des Gleichnisses mit so intensiven Verflechtungen, dass eine Trennung von Unkraut und Weizen nicht möglich ist. Der Mensch kann das Feld nicht säubern, ohne alles zu gefährden, was auf dem Feld wächst.
- Was für unsere Augen getrennt aussieht, ist nach Meinung des Bauern untergründig eng verflochten. Die Feldarbeiter würden mit ihrer gut gemeinten Aktion die gesamte Aussaat gefährden. Damit würden sie ungewollt zu Helfershelfern jenes Unbekannten werden. Ihr Tun würde genau das bewirken, was der Unbekannte erreichen wollte.
- Mit dieser Frage der Feldarbeiter benennt das Gleichnis eine tief im Menschen sitzende Neigung. Der Mensch neigt dazu, das frontal anzugehen, was ihn Stört, vor allem, was ihn bei *anderen* Stört. Er will das Missliebige beseitigen. Er neigt dabei zu Radikallösungen.
- Die Absichten mögen gut sein, wie in diesem Gleichnis. Man möchte doch die Welt »verbessern«. Doch die Welt wird und wird nicht sauber. Wir, die wir selber schmutzig sind, können sie nicht säubern. Das Böse hat sich bisher nicht „entsorgen“ lassen. Oft kam es an unvermuteter Stelle wieder hoch.
- In unserer Welt sieht vieles täuschend ähnlich aus und steht dicht beieinander: Glaube und Aberglaube, wahre Demut und falsche Bescheidenheit, wirkliche Hoffnung und billige Vertröstung, aufrichtige Liebe und ängstliche Nachgiebigkeit, echte Gewissheit und falsche Sicherheit. Täuschend ähnlich und doch von der Wurzel her verschieden. Aber wer sieht bis zur Wurzel?
- Das Bedürfnis nach einer „sauberen« Welt, nach mehr „Reinheit“ hatte bisher oft schlimme Folgen: Kreuzzüge, Hexenverbrennungen, Inquisition, Verfolgung der Juden und anderer Minderheiten sind Ausdruck dieses Bedürfnisses. Es geschah in guter Absicht, aus frommen Motiven, mit besten Gewissen.
- Der Bauer dieses Gleichnisses lehnt das Angebot der Feldarbeiter ab. Sie durchschauen nicht die untergründigen Zusammenhänge. Sie rechnen nicht damit, dass der Saatfrevler gerade dort am meisten Schaden anrichtet, wo man glaubt, das Heilmittel gefunden zu haben.
- Der Bauer stellt das Unkraut auch nicht als harmlos hin oder bezweifelt sogar dessen Existenz. Er billigt das Unkraut nicht, aber er duldet es. *Unterscheidung* ist nicht das Gleiche wie *Scheidung*. Es ist keinem Menschen möglich, das unterirdische Wurzelgeflecht zu entwirren, also auch keiner Religion, keiner Philosophie, keiner Politik, keiner Pädagogik und keiner Therapie.
- Diese Aufgabe überfordert uns alle. Keiner Menschengruppe steht es zu, sich als Besitzer der Wahrheit aufzuspielen und definitive Urteile über andere zu fällen. Wer hier *Eindeutigkeit* erzwingen will, gefährdet auch den Weizen. Kein Mensch hat das Recht, die Güte Gottes zu begrenzen. Zur Güte gehört auch, dem anderen Zeit zu lassen.
- Darüber dürfen wir uns nichts vormachen: in uns allen sind Unkraut und Weizen dicht und unentwirrbar beieinander. Unsere Stärken sind auch unsere Schwächen. Wir müssen Gott sagen können: „*Du siehst das viele Unkraut in mir. Ich traue dir zu, dass du den Weizen in mir beschützt und mit dem Unkraut zu gegebener Zeit fertig wirst. Ich traue dir zu, dass du mich liebst, trotz des Unkrauts in mir.*“

b) Was können wir hoffen?

- „Dann werde ich den Erntearbeitern sagen: `Sammelt zuerst das Unkraut und bündelt es zum Verbrennen. Den Weizen aber bringt in meine Scheune.`“
- Der Schluss des Gleichnisses steht ganz im Zeichen der Zukunft, der Ernte.“ Die Ernte ist ein bekanntes biblisches Bild für das Weltgericht.

Weltgericht

- Das Christentum hat mit dem Thema »Weltgericht« eine lange und dunkle Geschichte durchlaufen. Das Weltgericht wurde jahrhundertlang als eine göttliche Strafe dargestellt. Die grundlegende Überzeugung

lautete: »Strafe muss sein.« In Erziehungsschriften und Predigten des Mittelalters hat man den Menschen die Schrecken des Weltgerichts vor Augen *gestellt*, um sie »auf dem rechten Weg« zu halten.

- Man war im Allgemeinen der Auffassung: Wenn die Kirche auf diese Zuchtrute verzichtet, dann kann sie die bösen Triebe der Menschen nicht mehr bändigen.
- Diese jahrhundertelange Verwendung des Gerichtsgedankens ist erbärmlich und geschmacklos. Wer den Hinweis auf das göttliche Weltgericht als Angst- und Druckmittel einsetzt, betreibt religiösen Terror.
- Aber *"Gericht« meint in der Bibel nicht das gleiche wie »Strafe«*. Wir Europäer verstehen unter Strafe eine nachträgliche Sanktion, die sich nicht aus der Tat selbst ergibt, sondern der Tat -durch richterlichen oder pädagogischen Beschluss -»zugemessen« wird. Kennzeichnend für die Bibel ist vielmehr ein Tat-Folge-Denken: »Was der Mensch sät, das wird er ernten« (Gal 6,7). Die Ernte ist keine »Strafe«. In diesem Sinn ist auch das Weltgericht zu verstehen: als Ernte einer Saat.
- *Deshalb* spricht die Bibel und spricht auch dieses Gleichnis vom Weltgericht im Bild der Ernte. Das Weltgericht ist keine Strafe eines beleidigten oder wütenden Gottes, sondern die Konfrontation mit den Folgen unserer Taten.
- *Wenn ich zu meinem Sohn an einem feuchtkühlen Novembertag sage: „Wenn du dich nicht warm anziehst, darfst du eine Woche lang nicht fernsehen!“, dann drohe ich ihr eine Strafe an. Ich kann aber auch sagen: „Wenn du dich nicht warm anziehst, wirst du dich erkälten.“ Das ist das Ankündigen einer Tatfolge.*
- Nach diesen grundsätzlichen Hinweisen zum Thema Weltgericht nun wieder zurück zum Gleichnis.
- Ein weiterer Grund warum der Bauer das Angebot der Feldarbeiter ablehnt ist seine Zukunftserwartung.
- Das Gleichnis lehrt uns die Bedeutung der Zukunft. Zum biblischen Glauben gehört die Hoffnung. Der Bauer sieht der Zukunft zuversichtlich entgegen. Er erwartet von ihr die entscheidenden Klärungen.
- Der Bauer handelt hier ganz anders als alle es erwarteten. Aber er hat eine große Weitsicht. Indem erst später Weizen und Taumellolch getrennt werden kann dies gründlicher geschehen.

Eine neue Erntemethode

- Zur Zeit Jesu jätete man den Taumellolch während der Wachstumsphasen des Weizen und zerstörte so einen beträchtlichen Teil der Ernte. Erst später wurde eine neue Methode entdeckt Weizen und Taumellolch zu trennen. Und Jesus geht dem Voraus mit diesem Gleichnis.
- In Palästina dauere die Erntezeit 7-8 Wochen. In dieser Zeit durchziehen Erntearbeiter das Land. Sie bieten sich auf den Marktplätzen der Dörfer als Arbeitskräfte an, z.B. als Schneider für die Weizenernte.
- Die Methode die unserem Bauer im Gleichnis vorschwebt und die später auch in ganz Palästine genutzt wird funktioniert so:
- Weizen wächst höher als Taumellolch. Also werden die höher gewachsenen Weizenähren so hoch abgesichelt, dass die vorhandenen Lolchähren nicht berührt werden. So wird vermieden, dass Lolchähren zu Boden fallen.
- Der Lolch und das sonstige Unkraut werden ausgejätet und gebündelt. Dadurch bekam man, im holzarmen Palästina, auch wichtiges Brennmaterial. Jetzt ist es kein Schaden mehr, wenn dabei die stehengebliebenen unteren Hälften der Weizenhalme mir herausgerissen werden. Aus dem schlimmen Unkraut wird sogar noch Brennmaterial.
- Die Weizenähren werden gebunden und in die Scheune gebracht.
- Das Unkrautproblem wird zufriedenstellend behoben. Dank dieser Hoffnung kann der Bauer die Gegenwart gelassener zur Kenntnis nehmen als die Feldarbeiter. Die Zurückhaltung des Bauern gegenüber ihrem Angebot ist kein Ausdruck von Bequemlichkeit oder Schwäche, sondern zeigt die Kraft seiner Zuversicht.
- Es ist die Zuversicht auf Gottes Weltgericht. Für Jesus ist also die biblische Botschaft vom Weltgericht eine *positive* Botschaft. Nur aus der Hoffnung heraus kann der Mensch auf das Böse angemessen reagieren. In dem *„Lasst beides miteinander wachsen!“* kommt Jesu Vertrauen in Gottes Souveränität und in Gottes Gerechtigkeit zum Ausdruck. Das Böse kann Gott keinen Strich durch die Rechnung machen. Gott wird die Geschichte an das Ziel führen, das er sich vorgenommen hat. Nichts kann ihn daran hindern.
- Diese Zuversicht Jesu ermöglicht Geduld. Gott hat Zeit und gewährt Zeit. Er kann es sich leisten, Weizen und Unkraut miteinander wachsen zu lassen.
- Er mutet dem Weizen zwar zu unter dem Unkraut zu wachsen. Was natürlich beschwerlicher ist als ohne das Unkraut. Aber wenn er das Unkraut rausreißen würde, vor der Zeit, würden zu viele Weizenähren mit herausgerissen.